



Es ist geschehen

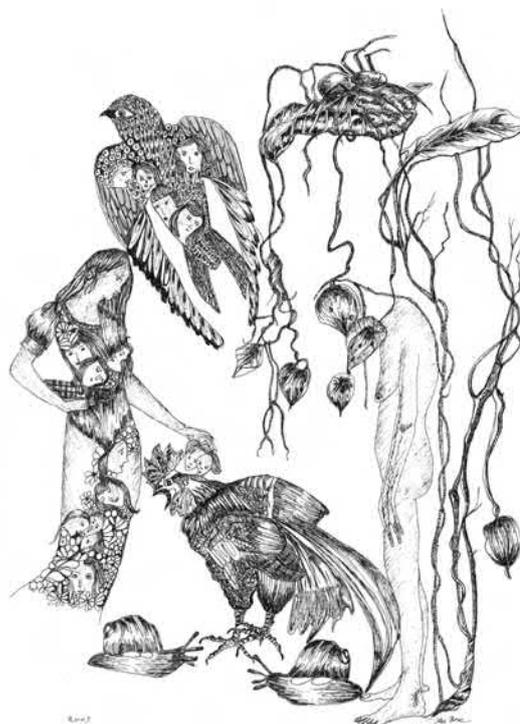
von Etela Farkašová

„Nun ja“, sagte Tante E., „alles geht mit dem Menschen fort in die Erde, so auch mit deiner Mutter.“ Ich erinnerte mich, mit welchem Interesse meine Mutter sich in meine Aufsätze über Simone Weil und Edith Stein eingelesen hatte, sie wollte immer alles lesen, was ich schrieb. „Ich verstehe nicht alles, will es aber lesen“, pflegte sie schüchtern zu sagen, „Mag sein, dass es lächerlich ist, aber ich lese es wirklich gern.“ Ich versuche mich zu erinnern, was sie mir gesagt hat, nachdem sie die Aufsätze über die beiden Philosophinnen durchgelesen hatte. Wenn sie mir etwas sagte, war es oft: „Was war das?“ Meistens kommentierte sie meine Texte, wollte darüber reden, aber ich hatte nicht die Geduld, ihr zu erklären, wonach sie mich gefragt hatte, was ihr unklar geblieben war. Welche Gedanken sind ihr dabei wohl durch den Kopf gegangen?

Sie hatte die Gewohnheit, sich mit einer Handarbeit in den Sessel im Wohnzimmer zu setzen und zuzuhören, wie ich neue Stücke auf dem Klavier einstudierte; die Finger wollten mir nicht gehorchen, ich habe oft Fehler gemacht – sie war jedoch die geduldigste ZuhörerIn, die ich je hatte. „Versuch es noch einmal, wenigstens einmal noch, denn es geht doch schon ganz gut!“ Und wenn ich das Üben angewidert beenden wollte, bat sie mich: „Dann spiel mir wenigstens *Für Elise* oder eine Humoreske, irgendwas, was ich gern habe, du weißt schon ...“

„Sie sollten sich vorbereiten“, sagte mir unsere Kreisärztin, als sie sich die Hände wusch, bevor sie wegging. Sie kommt inzwischen öfters zu uns, kennt uns schon gut, weiß, was das alles für mich bedeutet. „Sie sollten sich vorbereiten!“, wiederholte sie. „Man kann wirklich nicht mehr viel tun. Sie sollten nicht die Augen verschließen.“

Ich gab Mutter ein Beruhigungsmittel, kleidete sie um, gab ihr zu trinken und machte mich an meine Aufzeichnungen. Bei mir hat sich inzwischen eine Gewohnheit entwickelt, ein Bedürfnis, um zumindest ein winziges Stückchen von dem Schmerz aus mir herauszulassen, den ich mit ihr erfahre. Es ist irgendeine besondere Art, ohne Tränen, ohne den geringsten Laut zu weinen, ein Weinen



Ilse Brem: *Jugend und Alter*, Federzeichnung

ins Geschriebene hinein, eine in Worte geformte Beklommenheit. Nur so weiß ich mich zu schützen: durch Niederschreiben.

Durch die geöffnete Tür höre ich, wie sie stöhnt. Hin und wieder gehe ich zu ihr, streichle ihr übers Gesicht. Wir sprechen nur noch wenig miteinander, meistens darüber, ob sie mehr oder weniger Schmerzen hat. Ich habe bemerkt, dass sie in den letzten Tagen begonnen hat, Verkleinerungsformen zu gebrauchen, was früher nie ihre Art war. „Nimm mein Köpfchen“ sagt sie leise, oder: „Das Bäumlein, mein Bäumlein! Warum tut es so weh?“ Von ihrem Bäumlein spricht sie am häufigsten.

Einmal nachts, als ich sie umkleidete, sagte sie unvermittelt „Mamicka“, Mama, zu mir, und ich nannte sie gleich darauf bei ihrem Vornamen, so wie man sie in der Miskoler Zeit nannte: „Hab' keine Angst, Mahuska, Mütterlein, ich bin bei dir.“

Gegen Morgen spürte sie endlich Erleichterung. Ein paar Mal bat sie um eine Schüssel, meistens umsonst. Erst als sie sich entleert hatte, ging es ihr um einiges besser.

Ich streichle ihr Gesicht, und sie sagt mit halb geschlossenen Augen und kaum hörbar „Mamicka“, Mama, zu mir. Es befremdet mich. Sie unterlag wohl für einen Augenblick einem Trugbild, so, als sähe sie ihre Mutter vor sich, oder aber sie glaubte, wir hätten die Rollen getauscht, in dem ewigen Kreislauf des Lebens sei die Tochter zur Mutter der



eigenen Mutter geworden und alles sei in diesem Kreislauf miteinander verflochten.

Es erstaunt mich, dass sie in ihr Notizheft auch einen Satz über die Tiefe des Abgrunds eingetragen hat, der – so steht es dort geschrieben – beim Aufeinandertreffen eines vernünftigen Skeptizismus mit emotioneller Verzweiflung entsteht. Nie hätte ich gedacht, dass sie jemals das Bedürfnis verspürt habe, sich in einem solchen Satz zu verfangen, sie, die immer so ausgeglichen wirkte. Ich bin verunsichert. Und dann frage ich mich, ob sie das alles nicht womöglich meinetwegen niedergeschrieben hat? Muss ich heraushören – auch wenn wir in den letzten Jahren solche Themen umgangen haben – dass ich mich bisweilen diesem Boden des Skeptizismus nähere, dass es mich mehr als zu irgendetwas anderem zu ihm hinzieht?

Eine Situation, die sich jedes Mal vor Verlassen des Hauses wiederholt: „Wann kommst Du zurück?“ Sie will es genau wissen, auf die Stunde genau, ganz genau. Ich sage „Vielleicht um vier“, und sie wiederholt: „Aber wann genau kommst Du?“ Es macht mich nervös, und ich werde die ganze Zeit außer Haus nervös sein: Werde ich auch alles erledigen können, so dass ich ganz sicher wirklich um vier Uhr zu Hause bin? Ich stelle mir vor, wie sie ständig auf die Uhr schaut, die wir ihr letzte Weihnachten gekauft haben, mit einem extra großen Ziffernblatt, da sie schon nicht mehr die Zahlen einer normalen Armbanduhr entziffern kann. Es ist der allmähliche Verlust des Sehvermögens – eine Folge der Zuckerkrankheit. Ich stelle mir vor, wie sie die Bewegung der Zeiger beobachtet. „Wenn ich weiß, dass Du um vier kommst, fällt es mir leichter zu warten. Ich beobachte das Ziffernblatt und sage mir: Nur noch eine Stunde, nur noch eine halbe Stunde, schon in zehn Minuten sollte sie hier sein ...“

Einige Monate später: Das Ende der Bürde, Ende der Belastungen, wonach ich mich schon lange gesehnt habe. Leere; Erleichterung (für sie, für mich), Leere. Und doch, etwas bleibt, all diese Jahre, vielleicht für immer: eine rationale nicht zu erklärende Unruhe jedes Mal, wenn ich mich länger als vorgenommen irgendwo, an irgendeinem Ort aufhalte; die Unfähigkeit, mich zu entspannen, die Zeit und alle nur möglichen Pflichten zu vergessen.

Ich kann es schwer erklären – das Gefühl, nirgends länger bleiben zu können, da ich irgendwo anders (ich könnte diesen Ort nicht beschreiben) erwartet werde, da ich dort gebraucht werde (ich könnte nicht sagen, von wem). Ich weiß nur, dass ich mich nicht verspäten, nicht zu spät kommen darf!

Einmal, vor vielen Jahren, haben wir gemeinsam Rilke gelesen. Ich musste über ihn im Deutschunterricht einen Aufsatz schreiben. Sie wollte, dass ich ihr jeden Vers übersetze. Einzelne Worte hätte sie verstanden, was aber nicht ausreichte, um das ganze Gedicht zu verstehen.

„Der Tod ist groß“, las ich laut. „Wir sind die Seinen lachenden Munds. Wenn wir uns mitten im Leben meinen, wagt er zu weinen mitten in uns.“

Ich bemühte mich aufrichtig, jedes Wort aufs Genaueste zu übersetzen, jedes Wort in seiner Bedeutung zu erfassen. Sie hörte mir sehr aufmerksam zu. „Es scheint, dieser Rilke verstand in der Tat einiges davon“, sagte sie.

Dieser Text ist ein Auszug aus dem Roman „Stalo sa“ – „Es ist geschehen“, Aspekt, Bratislava 2005. Übersetzung durch Gerlinde Tesche.

Stilleben mit aufgeschnittenem Apfel

von Etela Farkašová

Ein karminroter Apfel,
in acht kleine Stücke geschnitten,
ein verwundeter Kreis
in regelmäßigen Ringen,
trauert in erlöschendem Rot
um sein verlorenes Ganzsein.

Noch mit dem Messer in der Hand
neige ich mich,
reuevoll und behutsam,
dem Seufzer des taubenetzten
Fruchtfleisches zu

und berge seine schwarzen,
auf dem Boden verstreuten Kerne,
von nostalgischen Gefühlen überwältigt,
in der Mitte unseres Gartentisches
in einer alten Keramikschale.

Nachdichtung von Ilse Brem



Koordinator

von Etela Farkašová

Manchmal fühlt man sich
im eigenen Körper gefangen,
in der eigenen Haut,
eingekerkert in der Seele,
um den erträumten
uneinsehbaren, Flügel besetzten
Räumen nahezukommen
oder wenigstens stillschweigend
warten zu können,
um die Absichten
des großen Koordinators
ahnen zu können.

Nachdichtung von Ilse Brem

Zweifelhafte Verwandtschaft

von Etela Farkašová

Meinem vagabundierenden Ich
gelingt bisweilen bei Barockmusik
und einer Tasse guten Kaffees

oder beim Blick
durch das Gespinst der Zweige
unseres alten Birnbaums
ins lichtblaue Firmament

eine wunderbare Begegnung.

Nach innen lauschend,
ins Schweigen versinkend,
spüre ich eine zweifelhafte
Verwandtschaft.

Nachdichtung von Ilse Brem

Etela Farkašová, geboren 1943 in Levoca in der Slowakischen Republik, lebt in Bratislava. Nach dem Studium der Philosophie und Soziologie an der Comenius Universität von Bratislava ist sie, zuerst als Hochschulassistentin, seit 1980 als Dozentin, seit 2004 als Professorin am Institut für Philosophiegeschichte dieser Universität tätig. Seit 1997 ist sie Institutsleiterin. Ihr Fachgebiet ist die Erkenntnistheorie, sie publiziert in in- und ausländischen philosophischen Sammelwerken. 1995/1996 war sie Gastprofessorin am Institut für Philosophie der Universität Wien. 2004 erhielt sie für ihre Bemühungen um die kulturellen Kontakte zwischen Österreich und der Slowakei das Goldene Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich.

Etela Farkašová ist Herausgeberin der Essay-Anthologie *ROK 2000 – Ťzkosti a nádeje (Das Jahr 2000 – Ängste und Hoffnungen)* sowie mehrerer slowakisch-österreichischer Prosaanthologien, u. a. *Zblizovanie (Annäherung)* und *Prudenia (Strömungen)* gemeinsam mit Ilse Brem. Sie schreibt Rezensionen, übersetzt aus dem Deutschen und Englischen ins Slowakische, publiziert regelmäßig in literarischen Zeitschriften, im slowakischen Rundfunk und Fernsehen und erhielt für ihre Werke mehrere Preise. Ihre kritische und auch theoretische literarische Tätigkeit ist mit der Frauenthematik eng verbunden. Ihre Erzählungen wurden in viele Sprachen übersetzt. Zehn Romane, drei Essaysammlungen und zwei Gedichtbände sind bisher erschienen.

In den meisten Prosatexten befasst sich Etela Farkašová mit zwischenmenschlichen Problemen. Zentraler Punkt in ihren Arbeiten ist die Kritik der am Konsum orientierten Gesellschaft, der Reduktion des Lebens auf das Ökonomische und der eindimensionalen Zweckrationalität. Ihr Hauptinteresse gilt der Mutter-Kind-Beziehung in verschiedenen Lebensphasen.

In der erfolgreichen Erzählung *Tagtägliche Unendlichkeit* versucht sie sehr einfühlsam, dem Leser die Problematik der Mutter eines retardierten Sohnes nahezubringen.

Im Roman *Po dlhom mlčaní (Nach langem Schweigen)* geht es nicht nur um einen Generationskonflikt, sondern vor allem um Intoleranz, um die Unfähigkeit eines Elternteils, sich in die Lage des eigenen Kindes zu versetzen. Die Tochter, nicht so schön, begabt und kontaktfähig wie die Mutter, entwickelt aufgrund der von der Mutter in sie gesetzten, nicht erfüllbaren Erwartungen nicht nur Hass gegenüber der Welt und der Mutter, sondern vor allem auch einen selbstschädigenden Eigenhass. Doch als die junge Frau schwanger wird, beginnt sie allmählich die Mutter zu verstehen und begreift, dass auch sie es im Leben nicht leicht gehabt hatte. Das aufkeimende Leben in ihrem Körper macht sie toleranter, gibt ihr die Kraft, die komplizierte Beziehung zu ihrer Mutter zu entkrampfen und jene Kommunikation einzuleiten, nach der sie sich lebenslang gesehnt hatte.

Es ist zu hoffen, dass die Romane Etela Farkašóvas bald auch dem deutschsprachigen Lesepublikum zur Verfügung stehen werden.

Ilse Brem